

Die Erziehung der Frau.

Stizze aus einer Ehe von D. M e f t e

Spannenbergs hatten vor fünf Jahren aus Liebe geheiratet, zwei schöne Mädchen, die, wie alle Befannten behaupteten, ganz dazu geschaffen waren, eine Harmonie zu bilden.

Nach der soeben erwähnten ersten und einzigen Szene, die natürlich wie die meisten Szenen, die junge Frauen ihren Männern machen, in dem kindischen Streben, ihr Uebergewicht zu zeigen, begründet wird, erklärte der Gatte, als die kleine Frau zwei Stunden später sich wieder an ihn heranschmeickelte: „Liebes Kind, ich bin ein Kulturmann, ich glaube absolut nicht an die Beweiskraft des geschriebenen Wortes und verabscheue jeden Erkel.“

Die junge Frau versprach Zurückhaltung, und schließlich gab es jenes Veröhnungsfest, auf das es am Ende mancher jungen Frau, die Szenen provoziert, hauptsächlich ankommt.

Aber Herr Spannenberg hielt Wort. Bei dem nächsten Anlaß verließ er, noch ehe seine Frau dazu kam, ihre Stimme anschwellen zu lassen, das Zimmer, kleidete sich draußen reich an und ging davon. Bei seiner Heimkehr fand er seine Frau zwar in Thränen aufgelöst, aber nicht geneigt, sich mit sanften Worten beruhigen zu lassen.

Lange, lange hielten sie sich umschlungen, stumm, regungslos. Aber es war ein heiliges Schweigen, ein einziger großer Eid, den ihr Gefühl seufzte, und sicheres Glauben von seiner Seite die Antwort. Von diesem Tage an verdient die Frau die über sie verbreitete Meinung, daß ihre Ehe die reinste Harmonie sei. Und daran kann es keine Aenderung mehr geben; denn jedes Aufquellen der alten Art, jede Frauenaune zieht sich erschreckt zurück, wenn nur ein Blick des Gatten zur Erinnerung wird.

Dich dann auch während meiner Abwesenheit nicht eines besseren bedenknen — dann sollst Du nicht länger an einen Mann gefesselt bleiben, der Dir so häufig Anlaß giebt, Deinem Unmuth schriftlich Ausdruck zu geben, weil er's abgelehnt hat, ihn mündlich über sich ergehen zu lassen.“

Rührung, Thränen — Rüsse waren das Ende. Da Frauen aber selbst dann, wenn sie Erfahrungen haben, immer annehmen: „Ah, das ist nur gesagt, er thut's doch nicht!“ hatte Frau Spannenberg bald nach der Ausführung die Antündigung des Mannes vergessen. Nur zu rasch konnte sie dem Drängen, einen ihrer Briefe zu schreiben, nicht widerstehen. Möglich, daß die etwas perverbe Sucht der Frau, mit der Gefahr zu spielen und sie persönlich anzuloden, dabei mitthätig war. Spannenberg fand seinen Brief. Er las ihn nicht — aber er packte seine Koffer. Während seine Frau außerhalb des Hauses bei einer Freundin mit pridelnder Ungewißheit sich die Wirkung ihres Briefes vorzustellen trachtete und sich mit leisem Beben — auf die Veröhnung freute, bestieg Herr Spannenberg einen Fiaker und fuhr zur Bahn. Als seine kleine Frau nach Houle kam, hatte sein Schnellzug ihn schon über die Grenze gebracht. Bald konnte es für Frau Spannenberg keinen Zweifel darüber geben, daß ihr Gatte fort gehalten. Wenige Zeiten, die er zurückgelassen, gaben ihr bekannt, daß er zunächst ziellos in der Welt herumreisen wolle und nur telegraphische Mittheilungen ihn mit Sicherheit erreichen würden, postlagernd München, Berlin, Köln, Brüssel, Paris. Sie brauche aber auch nicht zu telegraphiren. Er sei entschlossen, unter allen Umständen seine Antündigung wahr zu machen.

Natürlich fand er in München schon die erste „Nehre zurück“ - Depesche vor. Antwort: „Ich befinde mich wohl und reise weiter.“ Das wiederholte sich auch in den nächsten Stationen, die er angeben hatte, nur wurde die Depesche immer länger, immer dringender. In Brüssel lag ein Brief: Zerknirschung, Reue, Versicherungen der völligen Umkehr, zum Schluß glühende Liebesversicherungen, Millionen Rüsse. Antwort: „Ich befinde mich wohl und reise weiter.“ In Paris erwartete ihn ein Telegramm folgenden Inhalts: „Deine Stärke hat mich vollends befestigt. Ich trage mein Loos, das ich verdient habe. Glaubst Du noch meinem Schwur, daß ich eine Andere, Bessere geworden, dann komme; findest Du den Glauben nicht, dann überlasse mich meinem Schicksal. Ich werde unglücklich sein, aber ich werde Dich ewig lieben.“

Jetzt reiste Herr Spannenberg nach Hause. Unerwartet betrat er seine Wohnung und ging zu seiner Frau. Er merkte, wie sie's drängte, ihm an den Hals zu fliegen, wie sie sich gewaltsam zurückhielt und mit scheuem Ausblick fragte: „Du glaubst mir?“ Er sagte kein Wort, aber er breitete die Arme aus, um sie zu umfassen.

Lange, lange hielten sie sich umschlungen, stumm, regungslos. Aber es war ein heiliges Schweigen, ein einziger großer Eid, den ihr Gefühl seufzte, und sicheres Glauben von seiner Seite die Antwort. Von diesem Tage an verdient die Frau die über sie verbreitete Meinung, daß ihre Ehe die reinste Harmonie sei. Und daran kann es keine Aenderung mehr geben; denn jedes Aufquellen der alten Art, jede Frauenaune zieht sich erschreckt zurück, wenn nur ein Blick des Gatten zur Erinnerung wird.

Warum sind die Frauen häßlicher als die Männer?

Weder diese wichtige Frage hat ein englischer Arzt sehr eingehende Untersuchungen angestellt, über deren Ergebnis man folgendes mittheilt: Die Forschungen des britischen Doktors beziehen sich auf 1600 Frauen, die den verschiedenartigsten Rassen und Völkern der ganzen Welt angehören. Er kommt zu dem Schluß, daß die Frau ihre Schönheit dem Umstand verdankt, daß sie sich — geistig so wenig anzustrengen braucht. Die ernsthaften Studien, die zu strengem geistigen Arbeit, überhaupt die angepannte Betätigung des Geistes üben einen sehr verderblichen Einfluß auf die Schönheit aus. Der gelehrte Doktor weiß seine Ansicht auch durch ein Gegenbeispiel zu beweisen. In England, die Zoro, bei dem die Frau die Staatsgeschäfte besorgt, das Haus unterhält und — dem Mann Liebeserklärungen macht, während der Mann eigentlich nichts zu thun hat. Er pflegt die Kinder und achtet auf den Raubtopf. Und die Folge ist, daß die Männer schön und die Frauen häßlich sind wie die Raat.

Lima, die Hauptstadt von Peru.

Die jetzige Hauptstadt von Peru, dem alten Incaerich, stammt nicht aus der Zeit dieser alten Herrlichkeit, ist vielmehr erst während der Eroberung des Landes von Pizarro gegründet und somit eine echt spanisch-amerikanische Stadt, freilich die älteste ihrer Sorte in Südamerika. Am 30. Jan. 1535 wurde die erste städtische Ordnung der „Ciudad de los Reyes“, Stadt der Könige, von ihrem Gründer unterzeichnet. Diese Gründung ist bezeichnend für das ganze Unternehmen des tollkühnen „Conquistador“, des Eroberers, wie er im Buche steht, trotz Hernan Cortez, dessen Eroberung des alten Aztekenreichs Anahuac oder Mexico so machtvoll in der Geschichte der neuen Welt dastehet. Aber während die Eroberung Mexicos nur durch die treue Hilfe der Tolteken gelang, vollbrachte Pizarro sein Unternehmen hauptsächlich allein nur mit einer Handvoll wilder Abenteurer. Bei Lichte betrachtet war die Eroberung Perus nichts weiter als ein Aktienunternehmen, bei dem schließlich der Hauptgründer seine Mitgründer gründete.

Eines schönen Abends im Jahre 1524 saßen in der Stadt Panama drei Abenteurer beim Weine beisammen, die aus Spanien in die neue Welt herübergekommen waren, fest entschlossen, ihr Glück zu machen: die Soldaten Francisco Pizarro und Diego de Almagro sowie der Priester Hernando de Luque, und saßen den Entschluß, sich ein eigenes Reich irgendwo in den Goldländern der Westküste Südamerikas zu gründen. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es Pizarro, der sich zum ausführenden Haupte der Unternehmung zu machen verstand, die spanische Regierung für die Geschichte zu interessieren und vornweg den Titel eines Statthalters des noch unbekanntes Reiches zu erhalten. Mit kaum 300 unternehmenden Gesellen segelte er von Panama ab und landete im nächsten Jahre an der Küste von Peru. Nach einem magdhaligen Zuge über die Anden gelang es ihm, den Inca inmitten seines Volkes gefangen zu nehmen, worauf er in der Ebene des Flusses Rimac, 14 Kilometer vom Stillen Ocean entfernt, die neue Hauptstadt gründete und zu Ehren der Königin Johanna von Castilien und ihres Sohnes Carlos I. „Ciudad de los Reyes“ nannte, die später den Namen Lima erhielt.

Die Stadt liegt in der trockenen Zone von Peru, ist aber infolge ihrer Lage, 180 Meter über dem Meere, den Winden ausgesetzt und im allgemeinen gesund. Von den Bergen aus macht sie einen hübschen Eindruck und ist reich an alten prächtigen Bauwerken. Den Mittelpunkt der Stadt bildet die Plaza Mayor, einer der schönsten Plätze unter denen der Hauptstädte Südamerikas, dessen Ostseite von der Kathedrale begrenzt wird, deren Grundstein von Pizarro selbst noch im Jahre der Gründung gelegt wurde. Der Bau dieses Werkes nahm 90 Jahre in Anspruch, aber durch das Erdbeben von 1746 wurde diese Kathedrale mit dem größten Theile der Stadt zerstört. Zwölf Jahre später erstand an derselben Stelle die neue herrliche Kathedrale. In ihr ruhen die Reste des Eroberers, der auf der Höhe seiner Macht, als er sich unabhängig vom Mutterlande zum Selbstherrscher des neuen Reiches machen wollte, durch eine spanische Mordthat fiel. In der Kirche hängt unter anderen bedeutenden Gemälden auch ein Kunstwerk von Murillo.

Lima ist, wie mehr oder weniger alle spanisch-amerikanischen Städte, eine Stadt der Kirchen und Klöster und Sitz eines Erzbischofs. Da ist u. a. Kirche und Kloster von San Francisco, dessen Erbauung mehr als 2,000,000 kostete. Das Hauptkloster ist noch in seiner alten Pracht aus den Zeiten der Vicekönige erhalten. Prächtige Bauwerke sind ferner die Kirchen und Klöster von Santo Domingo, La Merced und San Augustin, die neue Jesuitenkirche von Santo Toribio, die Jesuitenkirche von San Pedro, die Kirchen von San José, La Caridad, San Carlos, Cochacaca, Copacabana, Santo Tomas, Guadalupe, Belen, La Recoleta, El Sagrado, Cotagon, Santa Teresa, die Kirchen und Klöster von Buena Muerte und Los Descalzos. Fast alle diese Gebäude stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert und sind in spanischer Renaissance mit maurischen und andalusischen Zuthaten gehalten. Ein sehr interessantes Gebäude ist u. a. auch das sog. Torre-Tagle, ein Haus, das noch aus den Zeiten der Vicekönige stammt. Von neueren Gebäuden sind bemerkenswerth das Senatsgebäude des Kongresses und das Postgebäude „Casa de Correos y Telegrafos“ und verschiedene andere.

Auch einige bedeutende Denkmäler weist die Stadt auf, unter denen das künstlerisch hervorragende das des Columbus ist. Das Standbild, das dieses Denkmal krönt, zeigt die Figur des Entdeckers, wie er eine vor ihm niedergeknute Indianerin auf-

hebt. Das Denkmal ist ganz aus Marmor. Das Denkmal Bolivar's, des Befreiers vom spanischen Joch, ist aus Bronze auf marmorner Sockel, an dem in Flachrelief die Schlachten von Junin und von Ayacucho dargestellt sind. Dann sind da die Denkmäler: Segundo de Mayo, Bolongesi und San Martin, des großen argentinischen Heerführers, in dem Augenblick, wie er die Unabhängigkeit Perus verkündet. Und nicht zu vergessen das Denkmal des Admirals Miguel Grau — ein Deutscher darf ja auch dort nicht fehlen —, der am Bord des „Huascar“ am 8. Oktober 1879 in der Seeschlacht von Angamos gegen die Chile'sche Flotte fiel.

Erwähnenswerth ist noch die Universität, die älteste in America. La Universidad Mayor de San Marcos, um den ganzen spanischen Titel zu geben, wurde durch Erlass Karls V. am 2. Mai 1551 gegründet.

Alles in allem ist Lima eine interessante Stadt. R. G.

Verp'apert.

Von Lina Sammer.

Fräulein Elli war eine lebensfrohe, ausgelassene und bildhübsche junge Dame; — der Schelm leuchtete ihr nur so aus den Augen. Sie war für ihr Leben gern dabei, wo es galt, sich auf harmlose Weise zu amüsiren, und hatte eine spitzbüßische Freude daran, dem lieben Nächsten ein Schnippen zu schlagen.

Es fehlte ihr natürlich nicht an Freiern, aber sie wies jeden kurz ab mit dem Bescheid, er möge doch nach zehn Jahren mal wieder vortreten, vorläufig fühle sie sich noch zu „pubel-moht“, um sich in's Ehejoch spannen zu lassen.

Eines Tages, als es ihr gerade „todt = sterbenslangweilig“ zu Muthe war, fiel ihr Blick auf ein Heirathsgesuch eines älteren Herrn, und sofort beschloß sie, sich — „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ — zu amüsiren.

Ihr thaufröhliches, fröhliches Briefchen fand ein lautes Echo, und sie wurde in'ständig um ein Rendez-vous gebeten. Nun war sie so recht in ihrem Element: den alten Knaben, wie sie ihn im Stillen nannte, so recht am Narrenseife herumzuführen, dünkte ihr ein köstliches Vergnügen!

Nach langem Ueberlegen, — eines-theils sollte er in ihr nicht die Schreiberin des Briefes vermuthen — andertheils wieder war sie doch ein ganz klein bißchen abenteuerlich — und wollte ihn gern zappeln lassen — bestellte sie ihn zum nächsten Sonntag punkt drei Uhr in eine Konditorei. Als Erkennungszeichen wählte er ein hellgraues Kostüm, weißen Hut, und ein Maiblumensträußchen am Gürtel tragen, — er selbst möge ein Birghmeinnicht in's Knopfloch stecken, das Weitere würde sich dann von selbst finden.

So recht geübt war es indeß der unternehmenden jungen Dame doch nicht bei der Sache. Da sie sich aber auf keinen Fall, den Spaß verderben wollte, nahm sie, quasi als Dedung für ihre eigene Person, ihre kleine Nichte mit, und betrat zur angegebenen Zeit, ein Maiblumensträußchen am Gürtel, sonst aber in dunkler Toilette, die Konditorei. Gleichzeitig mit ihr trat ein gedehnt aufgepumpter Herr, — ein Bergmeinnicht im Knopfloch und ein Monokel im Auge, ein, der ihr auffallend hübsches Gesicht fixirte. Er musterte das ganze Lokal, und nahm dann an ihrem Tisch, in der Nähe der Thüre, Platz. So oft diese sich öffnete, verschlang er die Eintretenden förmlich mit seinen Blicken und zwischendurch schielte er so fragend von den Maiblumen am Gürtel nach dem Bergmeinnicht im Knopfloch, und vom Bergmeinnicht wieder hinüber zu den Maiblumen.

Fräulein Elli unterhielt sich natürlich prachtvoll! Sie wollte sich halbtodt lachen und vergrub ihr Gesicht in ein Journal.

Ihr Aiketen fiel ihrem Bissais aber doch endlich auf; mit feierlicher Gebärde zog er den Brief aus der Tasche und legte ihn neben sich auf den Tisch. Da aber ward die kleine Nichte, die bisher die-stumme und verständnißlose Zuschauerin gespielt hatte, lebendig und rief voll Triumph: „Sieh doch, Tantchen, der Herr da hat genau dasselbe Briefpapier wie Du!“

Im selben Augenblick war dieser an Elli's Seite, machte eine devote Verbeugung und flüsterte: „Enfin — enfin, also doch, meine Gnädigste!“ Fräulein Elli — jeder Zoll eine Königin und kühl bis an's Herz hinan — erhob sich und unterbrach sich mit den Worten: „Ich muß bitten, mich nicht zu belästigen; Sie scheinen sich in einem Irrthum zu befinden, — trage ich vielleicht ein graues Kostüm und einen weißen Hut!“

Manche Menschen entwickeln in nichts Energie als in der Energielosigkeit.

Die Zaubermüge.

Belgische Blätter erzählen die nicht sehr wahrscheinlichen aber sehr gut erfundenen Abenteuer eines reisenden Deutschen. Dieser biedere Mann hielt es für gut, in Brüssel den förmlichen Hut mit einer bequemen Müge zu vertauschen. Er machte sich also auf den Weg, um mit großer Gründlichkeit alle Sebenswürdigkeiten der Hauptstadt zu besichtigen. Vom Morgen bis zum Abend war er auf den Beinen. Wie erkaunt war er aber, als er sich in der Nacht entkleidete und in jeder seiner Taschen, im Mantel und im Jackett und auch in den Hosentaschen, ein wohlgefülltes Portemonnaie entdeckte. Er konnte sich diese Ueberraschung durchaus nicht erklären. Er war kein abergläubischer Mensch, doch hier blieb ihm der Verstand stehen. Da er einen hübschen Gewinn und keinen Schaden bei seinem räthselhaften Glücksabenteuer hatte, schwebte er davon und bewahrte das Geld im geheimen auf. Am nächsten Morgen machte sich der Deutsche wiederum auf, die Schönheiten der Stadt zu bewundern. Als er sich wiederum zur Ruhe legen wollte, erreichte seine Verwunderung ihren Höhepunkt. Er hatte am vorigen Tage sechs volle Börsten heimgebracht, jetzt waren es sogar ihrer zehn. Dies geheimer, unerklärliche Spiel mit dem Glücke erschreckte den Deutschen zu stark. Er lief als ein ordnungsliebender Mann auf die Polizei, und obwohl der Kommissar alle sechszehn wie durch einen Zauber geschaffenen Börsten vor sich sah, schüttelte er mit dem Kopfe. Die fingirten Geheimagenten wurden einberufen, um das Räthsel zu lösen. Und damit der Deutsche bei dem gleichen Werke beobachtet werde, bei dem ihm das Wunder zugesprochen war, schickte man ihn wiederum auf den Weg durch die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt. Und dieses Mittel brachte die Lösung. All die Taschen-diebe, die sich in Museen, in alten Palästen und vor Denkmälern an die Fremden herandrängen, stießen fleißig beim Handwerter, und mit der gleichen Geschicklichkeit, mit der sie gestohlen hatten, steckten sie dem Deutschen ihre Beute zu. Da meinten die Detektiven, daß der Deutsche ein ungewöhnlicher Spitzbube, der Protetor einer gefährlichen Diebesbande sei, der die Polizei auf irgendwelchen Leim locken wollte, und sie sperrten ihn ein. Die bürgerlichen Kleider wurden ihm ausgezogen, und an deren Stelle empfing er den Sträflingsanzug. Die Diebe wurden aber vorläufig noch unbeschäftigt gelassen und nun sorgsam bewacht. Da fiel den schaffstichtigen Detektiven auf, daß alle die fingerfertigen Spitzbuben die nämliche Müge trugen, die für sie das Erkennungs- und Bundeszeichen war. Die gleiche Müge hatte aber auch der als Bandendief verdächtige Deutsche auf dem Kopfe. Die Bundesbrüder wurden hinter Schloß und Riegel gesetzt und mit ihrem Häuptling konfrontirt. Aber keiner wollte den Mann kennen, und der Deutsche wachte sich mit aller Energie dagegen, daß man ihn der Freundschaft mit solchen Gesellen beschuldige. Die Detektiven setzten ihre Nachforschungen fort und entdeckten auch den Hutmacher, der die Mügen der Diebe angefertigt hatte. Bei dem Hutmacher war eines Tages der Deutsche erschienen. Der Handwerker hatte den Auftrag der Spitzbuben ausgeführt und ihnen nach Vorschrift ein Duzend gleicher Mügen geliefert. Da ihm die Form gefiel, so stellte er gleich einen größeren Vorrath her und verkaufte auch eine Müge an den Deutschen. Die Diebe sahen in dem Manne mit der Müge einen Bundesbruder, und da er sich selber nicht am Stehlen betheiligte, hielten sie ihn für den auserwählten Hehler, dem alle Beute anvertraut werden mußte. So wurde das Räthsel von der Zaubermüge aufgeklärt. Dem Deutschen war die Lösung ganz willkommen. Die betrogenen Betrüger warten jedoch auf ihre Strafe.

Ein Maler, der nicht malen kann.

Dem bekannten französischen Maler Carolus Duran, der die Französisch-Schule in Rom leitete, ist, wenn man dem „Eri de Paris“ glauben kann, vor Kurzem etwas recht Drolliges passiert. Er war in Gouterets, wo er Sommeraufenthalt genommen hatte, in einen Laden gegangen, um einen Koffer zu kaufen. „Ich möchte einen großen Koffer haben“, sagte er zu der Dame, die hinter dem Ladentische stand. „Bemühen Sie sich nicht; dieser Koffer hier gefällt mir sehr gut, und ich will gar keinen anderen sehen. Ich möchte aber auf den Kofferbeutel die Anfangsbuchstaben meines Namens, C. D., gemalt sehen. Ich heiße Carolus Duran.“ „Sehr schön, Herr Duran“, sagte die Dame, und nahm einen Pinsel und einen Topf mit schwarzer Farbe, um die gewünschten Buchstaben aufzumalen. „Rein, hier nicht“, sagte der Meister, „und so dürfen Sie das auch nicht malen! Geben Sie mal her, ich will die Sache selbst machen!“

Manche Menschen entwickeln in nichts Energie als in der Energielosigkeit.

Farbentopf und begann zu malen. Während er arbeitete, sah ihm die Dame aufmerksam zu; zuerst lächelte sie unertlich, bald aber nahm ihr Lächeln den Ausdruck großer Verwunderung an, und als der Künstler den letzten Pinselstrich zog, konnte sie nicht mehr an sich halten: „Wissen Sie, Herr Duran“, sagte sie, „Sie scheinen in Ihrem ganzen Leben noch keinen Pinsel in der Hand gehabt zu haben!“

Ein gut deutsches Lebensbild.

Unter der Ueberschrift „Die Jagd auf französische Lebensbilder“ hat jüngst das „Journal d'Alsace-Lorraine“ eine Geschichte gebracht, die in deutscher Uebersetzung etwa so lautet: Es ist bekannt, mit welchem Eifer die Polizei nach französischen Lebensbildern jagt, eine Jagd, die das ganze Jahr offen ist. Davon erzählt man uns ein recht hübsches Beispiel, das den Vorzug hat, unbedingt wahr zu sein. In einer elbischen Stadt hatte ein kleiner Kaufmann in seinem Schaufenster eine Tafel, darauf mit goldenen Buchstaben auf schwarzem Grunde zu lesen stand: „Liquidation Totale.“ Ein Beamter erscheint im Auftrag des Polizeiamtes und erklärt dem Kaufmann: „Sie haben da ein französisches Lebensbild, das gegen die Vorschriften ist. Es muß weg oder eine deutsche Uebersetzung dazu.“

Zum Teufel! Der Mann kratzt sich hinter den Ohren. Das Lebensbild — goldene Buchstaben auf schwarzem Grunde — bedeutet doch eine Ausgabe, und es liegt ihm sehr wenig daran, sich noch eine zweite zu machen. Er grübelt, und siehe da, es kommt ihm der grobhartige Gedanke, der alle Schwierigkeiten hebt. Er ergreift seine Schere und schneidet das Schild entzwei — goldene Buchstaben auf schwarzem Grunde. Dann spannt er die Tafel hinter den Pflug und malt darauf: Totale Liquidation. Fertig ist die Laube, er hängt das Ding wieder in's Schaufenster — goldene Buchstaben auf schwarzem Grunde. Der „Schutzmann“ kommt, stellt die Thatsache fest und berichtet dem Kommissar, daß die französische Inschrift durch eine deutsche ersetzt sei.

Welches Gewicht hat ein Singvogel?

Der französische Ornithologe F. Lescurer hat das Gewicht verschiedener Singvögel genau festgestellt, indem er neunundzwanzig der bekanntesten Vogelarten ohne Federn, Knochen und Eingeweide gewogen hat. Diese Versuche wurden nicht aus Liebhaberei angestellt, sondern, da sich die Luftschiffahrt beim Bau ihrer Flugmaschinen nach dem Bau des Vogels richtet, die Hauptbedingung in dem kaum glaublich geringen Gewicht des Vogels liegt, das derselbe im Verhältniß zum Raum einnimmt, so hat sich Lescurer aus diesem Grunde betanlagt gesehen, genau festzustellen, welches Gewicht an Fleisch die bekanntesten Vogelarten aufweisen. Man dürfte erstaunt sein, wie gering das eigentliche Fleischgewicht unserer Singvögel ist. Die Nachtigall besitzt 11 Gramm Fleisch, die Schwalbe 8 Gramm, das Rothschwänzchen 7 und das Rothkehlchen gar nur 6 Gramm. Die leichtesten Geschöpfchen sind die Blaumeise mit 3 Gramm und der Zaunkönig, der trotz seines „gemächtigen“ Namens nur 2 Gramm an Fleischgewicht besitzt.

Drang nach Erkenntniß.



„Wissen Sie, Frau Grabi, wenn man alter wird, neigt man mehr und mehr der Weisheit zu, dem Uebermüthigen zu. Meine größte Reue auf der Welt ist, daß ich nicht früher, als ich bin, in aller Ruhe — mikroskopisch zu untersuchen.“

Komische Anträge.



Herr: „Entschuldigen Sie — bin ich hier recht bei Trost?“